

MANESSE BIBLIOTHEK DER WELTLITERATUR



WILLIAM MAKEPEACE THACKERAY

Die Memoiren des Barry Lyndon, Esq.

*aus dem Königreich Irland, samt einem Bericht
über seine ungewöhnlichen Abenteuer, Unglücksfälle,
Leiden im Dienste Seiner Majestät des Königs
von Preußen, seine Besuche an vielen europäischen
Höfen, seine Heirat und seine glänzenden Besitzungen
in England und Irland sowie die zahlreichen
grausamen Verfolgungen, Verschwörungen und
Verleumdungen, deren Opfer er wurde*

Roman

*Aus dem Englischen übersetzt
von Gisbert Haefs*

Nachwort von Hanjo Kesting

MANESSE VERLAG
ZÜRICH

KAPITEL I

Mein Stammbaum und meine Familie – Ich erliege zärtlicher Leidenschaft

Seit den Tagen Adams gab es auf dieser Welt kaum einen Unfug, dessen Anlass nicht eine Frau gewesen wäre. Seit unsere Familie besteht (und das muss ganz kurz nach Adams Zeit gewesen sein, so alt, edel und berühmt sind die Barrys, wie jedermann weiß), haben Frauen für die Geschicke unserer Sippe eine bedeutende Rolle gespielt.

Ich setze voraus, dass es in Europa keinen Gentleman gibt, der nicht vom Hause Barry aus Barryogue¹ im Königreich Irland gehört hätte; ein ruhmreicherer Name ist ja bei Gwillim oder D'Hozier² nicht zu finden; und wiewohl ich als Mann von Welt gelernt habe, die Ansprüche gewisser Leute von ganzem Herzen zu verachten, welche behaupten, edler Geburt zu sein, obgleich sie keine bedeutendere Ahnenreihe haben als der Lakai, der meine Stiefel putzt, und wiewohl ich der Prahlerei vieler meiner Landsleute hohnlache, welche sämtlich von irischen

Königen abzustammen behaupten und von Gütern, die kaum ein Schwein zu nähren vermöchten, als von Fürstentümern sprechen, so zwingt mich die Wahrheitsliebe doch zu der Feststellung, dass meine Familie die edelste der Insel und vielleicht gar der ganzen Welt war. Ihre Besitzungen – heute unbedeutend und uns durch Krieg, Heimtücke, Schwund im Lauf der Zeiten, ahnherrliche Schwelgerei sowie Anhänglichkeit gegenüber dem alten Glauben und dem alten Monarchen³ entrissen – hatten einst wundersame Größe und umfassten viele Grafschaften zu einer Zeit, da Irland weit wohlhabender war als heute. Ich erhöbe gar Anspruch auf die irische Krone an höchster Stelle in meinem Wappen, gäbe es nicht so viele alberne Prätendenten auf diese Auszeichnung, welche sie zur Schau tragen und dadurch gewöhnlich machen.

Wäre da nicht dieser Fehler einer Frau gewesen, wer weiß, ob ich sie nicht heute trüge? Sie fahren ungläubig zusammen. Ich sage: warum nicht? Wären meine Landsleute von einem kühnen Feldherrn angeführt worden statt von winselnden Schuften, die vor König Richard II. die Knie beugten⁴, so könnten sie jetzt freie Männer sein; wäre dem Schurken und Mordbrenner Oliver Cromwell⁵ ein entschlossener

Anführer entgegengetreten, so hätten wir die Engländer für immer abgeschüttelt. Doch stand gegen den Usurpator kein Barry im Feld; ganz im Gegenteil – mein Ahnherr Simon de Bary kam mit dem erwähnten Monarchen ins Land, heiratete die Tochter des damaligen Königs von Munster⁶ und tötete dessen Söhne gnadenlos im Kampf.

Zu Olivers Zeit war es zu spät, als dass ein Führer namens Barry seinen Kriegsschrei gegen den des mörderischen Brauers⁷ hätte erheben können. Wir waren keine Landesfürsten mehr; unsere unselige Sippe hatte ein Jahrhundert zuvor ihre Besitzungen verloren, und zwar durch allerschändlichsten Verrat. Ich weiß, dass dies eine Tatsache ist, denn meine Mutter hat mir die Geschichte oft erzählt und sie auch in einen wollenen Stammbaum eingearbeitet, der im gelben Salon unseres Hauses zu Barryville hing.

Ebenjenes Gut, das nun den Lyndons in Irland gehört, war einst Eigentum meiner Familie. Zur Zeit Elisabeths⁸ besaß es Rory Barry von Barryogue und halb Munster dazu. Damals befand sich der Barry in Dauerfehde mit den O'Mahonys; und so trug es sich zu, dass ein gewisser englischer Oberst mit einer Schar Soldaten an ebenjenem Tag Barrys Land durch-

querte, da die O'Mahonys unsere Ländereien überfallen und eine gewaltige Menge unserer Rinder und Schafe erbeutet hatten, die sie nun als Plündergut mitnahmen.

Jener junge Engländer – namens Roger Lyndon, Linden oder Lyndaine – war von dem Barry sehr gastlich empfangen worden, und als er sah, dass dieser Vorbereitungen für einen Überfall auf das Land der O'Mahonys traf, bot er ihm seine Hilfe und die seiner Lanzen an und leistete wohl so prächtige Arbeit, dass die O'Mahonys völlig überwältigt wurden und die Barrys ihren ganzen Besitz zurückerhielten sowie, der alten Chronik zufolge, das Doppelte an Gütern und Vieh von den O'Mahonys.

Dies geschah zu Beginn des Winters. Der junge Soldat wurde von dem Barry gedrängt, sein Haus zu Barryogue nicht zu verlassen, und weilte einige Monate dort; seine Leute wurden Mann für Mann mit Barrys Kriegeren in den umliegenden Katen einquartiert. Sie benahmen sich den Iren gegenüber, ihrer Gewohnheit entsprechend, derart unerträglich und unverschämt, dass das Kämpfen und Morden kein Ende nahm und die Leute schworen, sie alle umzubringen.

Der Sohn des Barry (von dem ich abstamme)

war den Engländern so feindlich gesinnt wie jedermann auf seinem Besitz; und da sie trotz aller Aufforderungen nicht abreisen wollten, berieten er und seine Freunde sich und beschlossen, die Engländer bis zum letzten Mann zu vernichten.

Aber sie hatten eine Frau in den Plan eingeweiht, und zwar die Tochter des Barry. Sie war in den Engländer Lyndon verliebt und verriet ihm das Geheimnis; der schurkische Engländer verhütete daraufhin das gerechte Massaker, indem er seinerseits über die Iren herfiel und meinen Vorfahren Phaudrig⁹ Barry und viele Hunderte seiner Mannen umbrachte. Das abscheuliche Gemetzel trug sich zu am Kreuz zu Barrycross nahe Carrignadihioul.

Lyndon heiratete Roderick Barrys Tochter und forderte dessen hinterlassenen Besitz; und obgleich Phaudrigs Nachkommen noch am Leben waren – tatsächlich ja in meiner Person bis heute sind* –, wurde der Besitz, da man sich an die englischen Gerichte wandte, dem Engländer

* Da es uns nie gelungen ist, Beweise für die Heirat meines Vorfahren Phaudrig mit seiner Frau zu finden, habe ich keinen Zweifel daran, dass Lyndon die Unterlagen vernichtet sowie den Priester und die Trauzeugen ermordet hat. – B. L.

zugesprochen, wie dies immer geschah, wenn Engländer und Iren betroffen waren.

So wäre ich denn ohne die Schwäche einer Frau von Geburt an im Besitz jener Güter gewesen, die ich mir später durch Verdienst erwarb, wie Sie noch hören werden. Aber fahren wir zunächst in meiner Familiengeschichte fort.

Mein Vater war in den besten Kreisen dieses Königreichs, wie in jenen Irlands, wohlbekannt unter dem Namen Roaring¹⁰ Harry Barry. Wie so viele jüngere Söhne vornehmer Familien wurde er zur Ausübung der Jurisprudenz erzogen und bei einem berühmten Advokaten aus der Sackville Street¹¹ in der Stadt Dublin in die Lehre gegeben; ob seiner großartigen Geistesgaben und Befähigung zur Gelehrsamkeit wäre er ohne Zweifel zu einer vortrefflichen Zierde seines Berufsstands geworden, hätten ihn nicht seine gesellschaftlichen Talente, seine Liebe zu sportlicher Betätigung und die ungewöhnliche Anmut seiner Umgangsformen für eine höhere Sphäre bestimmt. Schon als Angestellter eines Advokaten hielt er sich sieben Rennpferde und nahm regelmäßig an den Jagden in Kildare und Wicklow teil; auf seinem Grauschimmel Endymion ritt er das berühmte Rennen gegen

Hauptmann Punter¹², an das sich die Sportliebhaber noch heute erinnern und zu dessen Andenken ich ein prächtiges Gemälde anfertigen und über den Kaminsims meines Speisesaals auf Schloss Lyndon hängen ließ. Ein Jahr später hatte er die Ehre, auf nämlichem Pferd Endymion unter den Augen Seiner Majestät des – inzwischen verblichenen – Königs Georg II.¹³ in Newmarket¹⁴ das Rennen und damit den Pokal und die Aufmerksamkeit des erhabenen Herrschers zu gewinnen.

Mein lieber Vater war zwar nur der zweite Sohn der Familie¹⁵, doch gelangte er auf natürliche Weise in den Besitz unseres Gutes (nunmehr auf erbärmliche vierhundert Pfund pro Jahr geschrumpft), denn meines Großvaters ältester Sohn Cornelius Barry (wegen einer in Deutschland erlittenen Verwundung Chevalier Borgne¹⁶ genannt) blieb dem alten Glauben treu, in dem unsere Familie erzogen war, und leistete ausgezeichneten Kriegsdienst nicht nur in der Fremde, sondern auch während der unseligen schottischen Wirren anno '45¹⁷ gegen Seine Geheiligte Majestät Georg II. Von dem Chevalier werden wir später noch mehr erfahren.

Für die Bekehrung meines Vaters habe ich meiner lieben Mutter zu danken, Miss Bell

Brady, Tochter des Friedensrichters¹⁸ Ulysses Brady auf Schloss Brady in der Grafschaft Kerry. Sie war zu ihrer Zeit die schönste Frau von Dublin und wurde dort allgemein «die Hinreißende» genannt. Als mein Vater sie bei einer Abendgesellschaft sah, fasste er sogleich eine leidenschaftliche Zuneigung zu ihr, doch strebte ihre Seele nach Höherem als der Vermählung mit einem Papisten oder Anwaltsgehilfen; und so trat mein lieber Vater aus Liebe zu ihr – und da die guten alten Gesetze¹⁹ damals noch in Kraft waren – in die Fußstapfen meines Onkels Cornelius und übernahm den Familienbesitz. Nicht nur die Macht der strahlenden Augen meiner Mutter, sondern auch zahlreiche Personen, und zwar aus der besten Gesellschaft, trugen zu diesem glückhaften Wandel bei; oft habe ich meine Mutter lachend die Geschichte von meines Vaters Widerruf erzählen hören, welcher feierlich in der Schänke im Beisein von Sir Dick Ringwood, Lord Bagwig²⁰, Hauptmann Punter und zwei oder drei anderen Stützern der Stadt verkündet wurde. In der gleichen Nacht gewann Roaring Harry dreihundert Guineen²¹ im Pharaon²², und am nächsten Morgen gab er die nötigen Erklärungen gegen seinen Bruder ab; seine Bekehrung führte jedoch zu einer ge-

wissen Entfremdung zwischen ihm und meinem Onkel Corney, der sich daraufhin den Rebellen anschloss.

Nachdem diese schwierige Frage geklärt war, ließ Lord Bagwig meinem Vater seine Jacht, die damals vor dem Pigeon House²³ lag, und die hübsche Bell Brady ließ sich dazu bewegen, mit ihm nach England durchzubrennen, obwohl ihre Eltern gegen diese Partie waren und zu ihren zahllosen Liebhabern (wie ich sie viele tausendmal habe erzählen hören) die reichsten Männer im ganzen Königreich Irland zählten. Sie wurden im «Savoy»²⁴ getraut, und da mein Großvater sehr bald darauf starb, nahm Harry Barry, Esq.²⁵, die väterlichen Güter in Besitz und mehrte in London geziemend den Glanz unseres Namens. Er verwundete hinter dem Montague House²⁶ den berühmten Grafen Tiercelin²⁷, war Mitglied des «White»²⁸ und regelmäßiger Besucher aller Chocolaterien²⁹; und auch meine Mutter machte eine gute Figur. Nach dem großen Tag seines vor den Augen Seiner Gesalbten Majestät errungenen Triumphs zu Newmarket schien Harrys Glück schließlich beinahe gesichert, denn der gnädige Herrscher versprach, für ihn zu sorgen. Aber ach! Ein anderer Herrscher, dessen Entscheidungen weder

Berufung noch Aufschub dulden, der Tod nämlich, bemächtigte sich seiner bei den Rennen in Chester und machte mich zu einem schutzlosen Waisenkind. Friede seiner Asche! Er war nicht ohne Fehl und hat unser ganzes fürstliches Familienvermögen verschleudert, doch war er der tapferste Bursche, der je einen Humpen stürzte oder um großen Einsatz würfelte, und seinen Sechsspänner fuhr er wie ein Mann von Welt.

Ich weiß nicht, ob Seine gnädige Majestät von meines Vaters jähem Verscheiden sehr berührt war, wiewohl meine Mutter sagt, er habe bei der Gelegenheit einige königliche Tränen vergossen. Sie waren uns jedoch zu nichts nütze, und für die Gattin und die Gläubiger fand sich im Haus nicht mehr als eine Börse mit neunzig Guineen, welche meine liebe Mutter natürlich sofort an sich nahm, zusammen mit dem Familiensilber sowie ihrer eigenen und meines Vaters Garderobe; und nachdem sie alles in unsere große Kutsche gepackt hatte, brach sie nach Holyhead³⁰ auf, wo sie sich nach Irland einschiffte.

Meines Vaters Leichnam begleitete uns im besten erhältlichen Leichenwagen mit Feder schmuck; zwar hatten sich Gemahl und Gattin

im Leben wiederholt gestritten, doch vergaß die hochgemute Witwe beim Tod meines Vaters alle Zwistigkeiten, gönnte ihm das großartigste Begräbnis, das man seit Langem gesehen hatte, und errichtete über seiner sterblichen Hülle ein Monument (für das ich später zahlte), das ihn zum klügsten, lautersten und zartfühlendsten aller Männer erklärte.

In Verrichtung dieser traurigen Pflichten an ihrem verblichenen Ehemann gab die Witwe fast jede Guinee aus, die sie besaß, und hätte gewiss noch weit mehr ausgeben müssen, hätte sie auch nur ein Drittel der Forderungen beglichen, welche aus den Feierlichkeiten entstanden waren. Die Menschen, die rund um unser altes Haus zu Barryogue lebten, mochten meinen Vater seines Glaubenswechsels wegen zwar nicht, doch standen sie ihm in diesem Moment bei und hätten fast die Begräbniswärter³¹ umgebracht, die Mr Plumer mit den sterblichen Überresten aus London geschickt hatte. So waren denn, ach, das Monument und die Gruft in der Kirche alles, was von meinen weitläufigen Besitzungen übrig blieb, denn mein Vater hatte das Eigentum mit Stumpf und Stiel an einen gewissen Notley verkauft, einen Anwalt, und in seinem Haus – es war dies eine erbärmliche

alte Bruchbude* – ward uns lediglich ein kaltes Willkommen zuteil.

Die prächtige Bestattung mehrte den Ruf der Witwe Barry als Frau von Geist und Welt, und als sie an ihren Bruder Michael Brady schrieb, kam dieser ehrenwerte Gentleman sogleich quer durchs Land geritten, um sich in ihre Arme zu werfen und sie im Namen seiner Gattin nach Castle Brady einzuladen.

Mick und Barry hatten sich wie alle Männer gezankt, und während Barrys Werbung um Miss Bell hatten sie sehr harsche Worte gewechselt. Als Barry sie mit sich nahm, schwor Brady, er werde weder ihm noch ihr jemals vergeben; auf seiner Reise anno '46 nach London freundete er sich jedoch abermals mit Roaring Harry an, wohnte in seinem prachtvollen Haus in der Clarges Street, verlor beim Spiel ein paar Münzen an ihn und lädierte in seiner Gesellschaft einen oder zwei Nachtwächterschädel. All die-

* An einer anderen Stelle seiner Memoiren wird man feststellen, dass Mr Barry dieses Haus als einen der prächtigsten Paläste Europas beschreibt. Dies ist jedoch ein bei seiner Nation keinesfalls unübliches Verfahren; hinsichtlich des irischen Fürstentums, auf das er Anspruch erhebt, ist bekannt, dass Mr Barrys Großvater als Anwalt sein Vermögen erworben hatte.

ser Reminiszenzen wegen waren Bell und ihr Sohn dem gutmütigen Gentleman sehr teuer, und er empfing uns beide mit offenen Armen. Vielleicht war es klug von Mrs Barry, dass sie ihre Freunde nicht gleich mit ihren pekuniären Umständen vertraut machte; indem sie nämlich in einer riesigen Kutsche mit ungeheuren Wappenschilden vorfuhr, wurde sie von ihrer Schwägerin und der übrigen Grafschaft für eine Person von beträchtlichem Besitz und Rang gehalten.

Es war daher nur geziemend und recht, dass Mrs Barry einige Zeit in Castle Brady den Ton angab. Sie kommandierte die Diener herum und lehrte sie – was ihnen durchaus gefehlt hatte – ein wenig Londoner Artigkeit; und «English Redmond», wie man mich nannte, wurde wie ein kleiner Lord behandelt und hatte eine Zofe und einen Lakaien ganz für sich allein, und der brave Mick bezahlte ihren Lohn – was viel mehr war, als er für die eigenen Domestiken zu tun pflegte – und tat alles ihm nur Mögliche, dass seine Schwester es in ihrem Ungemach doch recht behaglich habe. Mama ihrerseits beschloss, sobald ihre Angelegenheiten geklärt seien, werde sie ihrem lebenswürdigen Bruder eine hübsche Summe für ihren und ihres Sohnes

Unterhalt aussetzen; und sie versprach, zur Zier der etwas heruntergekommenen Räumlichkeiten von Castle Brady ihr ansehnliches Mobiliar aus der Clarges Street herbeischaffen zu lassen.

Wie sich jedoch herausstellte, hatte der schurkische Vermieter alle Stühle und Tische, die rechtens der Witwe hätten gehören sollen, mit Beschlag belegt. Das Gut, dessen Erbe ich war, befand sich in den Händen raffgieriger Gläubiger; und die einzige der Witwe und dem Kinde verbliebene Lebensgrundlage war ein Erbzins von fünfzig Pfund auf den Besitz von Lord Bagwig, den mit dem Verblichenen vielerlei Pferdegeschäfte verbunden hatten. Meiner lieben Mutter großherzige Absichten hinsichtlich ihres Bruders wurden daher natürlich niemals ausgeführt.

Sehr zum Nachteil der Mrs Brady von Castle Brady muss eingeräumt werden, dass sie bei Bekanntwerden der Armut ihrer Schwägerin alle Achtung vergaß, welche sie ihr bisher erwiesen hatte, dass sie meine Zofe und meinen Diener sogleich fortschickte und Mrs Barry bat, sie möge ihnen alsbald folgen. Mrs Mick war von niederer Abkunft und schäbigem Denken; und nach ein paar Jahren (in denen sie von ihren geringen Einkünften fast nichts ausgegeben hatte)

erfüllte die Witwe Madam Bradys Begehr. Zugleich tat sie – einer gerechten wiewohl klug verhohlenen Abscheu ergeben – den Schwur, dass sie nie wieder die Tore von Castle Brady durchschreiten werde, solange dort die Dame des Hauses noch weile.

Mit großer Sparsamkeit und beträchtlichem Geschmack richtete sie ihre neue Behausung ein, und trotz aller Armut ließ sie sich nie auch nur ein Quäntchen jener Würde nehmen, die ihr zukam und die die Nachbarschaft ihr zubilligte. Wie hätten sie sich denn auch weigern können, eine Lady zu achten, die in London gelebt, dort in der angesehensten Gesellschaft verkehrt hatte und (wie sie feierlich verkündete) bei Hofe eingeführt worden war? Dank dieser Vorzüge hatte sie ein Recht, das in Irland jene Eingeborenen, die es besitzen, durchaus schonungslos auszuüben scheinen – das Recht nämlich, auf alle Personen verächtlich herabzublicken, die nicht die Gelegenheit hatten, die Heimat zu verlassen und eine Weile in England zu verbringen. Sooft Madam Brady sich in einem neuen Kleid zeigte, sagte ihre Schwägerin daher: «Armes Geschöpf! Aber wie kann man auch erwarten, dass sie etwas von der Mode verstünde?» Und es gefiel ihr zwar durchaus, dass

man sie «die hübsche Witwe» nannte, mehr noch gefiel es Mrs Barry jedoch, als «die englische Witwe» bezeichnet zu werden.

Mrs Brady ihrerseits zahlte es ihr flugs heim: Sie erklärte oft, der verstorbene Barry sei ein Bankrotteur und Bettler gewesen; und was die feine Gesellschaft angehe, die er erlebt habe, so habe er sie vom Katzentisch bei Lord Bagwig aus gesehen, dessen Schmeichler und Schranze er bekanntlich gewesen sei. Was Mrs Barry betraf, so machte die Lady von Castle Brady noch peinlichere Andeutungen. Warum sollten wir uns jedoch mit derlei Bezichtigungen befassen oder in privaten Klatschgeschichten von vor hundert Jahren wühlen? All die obgenannten Persönlichkeiten lebten und zankten zur Zeit der Herrschaft von Georg II. Gut oder schlecht, hübsch oder hässlich, reich oder arm, nun sind sie alle gleich; und versorgen uns denn nicht die Sonntagszeitungen und die Gerichtshöfe jede Woche mit neueren und interessanteren Verleumdungen?

Man sollte jedenfalls anmerken, dass Mrs Barry, als sie sich nach dem Tod ihres Gatten zurückzog, ein über jede Verleumdung erhabenes Leben führte. Denn während Bell Brady das munterste Mädchen in der ganzen Grafschaft

Wexford gewesen war, ihr jeder zweite Junggeselle zu Füßen gelegen und sie ihnen allen Lächeln und Ermutigung gewährt hatte, befließigte sich Bell Barry nun einer würdevollen Zurückhaltung, die schon fast etwas Prahlerisches hatte, und war dabei steif wie eine Quäkerin. Manch einer, den die Anmut des Mädchens bezaubert hatte, erneuerte der Witwe gegenüber seinen Antrag; aber Mrs Barry lehnte alle Heiratsanträge ab und erklärte, sie lebe nunmehr nur noch für ihren Sohn und das Gedenken an ihren entschlafenen Heiligen.

«Von wegen heilig!», sagte die gehässige Mrs Brady. «Harry Barry war der ärgste Sünder, den man sich nur denken kann; und alle wissen doch, dass er und Bell einander gehasst haben. Wenn sie jetzt nicht heiraten will – ich sage euch, das tückische Weib hat trotzdem einen bestimmten Gatten im Sinn und wartet nur darauf, dass Lord Bagwig Witwer wird.»

Und was, wenn es so gewesen wäre? Kam es denn der Witwe eines Barry nicht zu, sich mit jedem beliebigen englischen Lord zu vermählen? Und hatte es nicht immer geheißen, eine Frau werde der Familie Barry erneut zu Reichtum verhelfen? Wenn meine Mutter wähte, dass sie diese Frau sein werde, so halte ich dies

für eine durchaus gerechtfertigte Annahme ihrerseits; denn der Earl (mein Pate) war ihr gegenüber immer äußerst aufmerksam: Wie sehr diese Absicht, meine Belange in der Welt zu fördern, Besitz von Mamas Geist ergriffen hatte, war mir nicht bewusst bis seine Lordschaft im Jahre '57 Miss Goldmore heiratete, die reiche Tochter des indischen Nabobs³².

Vorläufig residierten wir weiterhin in Barryville, und in Anbetracht unserer kargen Einkünfte führten wir ein prächtiges Haus. Die Gemeinde von Brady's Town bestand aus einem halben Dutzend Familien, doch war unter diesen niemand in seiner Erscheinung so respektierlich wie die Witwe, die im Gedenken an ihren verblichenen Gatten zwar immer Trauer trug, aber zugleich achtgab, dass der Schnitt ihrer Kleidung der hübschen Gestalt zu besonderem Vorteil gereichte; ich glaube, sie verwandte wohl an jedem einzelnen Tag der Woche sechs Stunden darauf, die Kleider der Mode gemäß zu kürzen, anzupassen und zu ändern. Sie besaß den weitesten aller Reifröcke und den schönsten Faltensaum, und einmal im Monat kam (adressiert an Mylord Bagwig³³) ein Brief aus London mit den neuesten Berichten über die dortige Mode. Ihr Teint war so strahlend, dass sie es, an-

ders als damals üblich, nicht nötig hatte, Rouge aufzulegen. Nein, Rot und Weiß überließ sie, wie sie sagte (und hieraus mag der Leser entnehmen, wie sehr die beiden Damen einander hassten), Madam Brady, deren gelblichen Teint keine Tünche ändern konnte. Mit einem Wort: Sie war eine solch vollkommene Schönheit, dass alle Frauen der Grafschaft sie zum Vorbild nahmen und die jungen Burschen aus zehn Meilen Umkreis zur Kirche von Castle Brady geritten kamen, um ihren Anblick zu genießen.

Wenngleich sie aber (wie jede andere Frau, der ich in meinem Leben begegnet bin oder von der ich las) stolz auf ihre Schönheit war, ist es nur gerecht zu bemerken, dass sie noch stolzer auf ihren Sohn war, und sie hat mir tausendmal gesagt, ich sei der hübscheste junge Bursche auf der Welt. Dies ist eine Frage des Geschmacks. Allerdings darf ein Mann von sechzig ohne große Eitelkeit über sich als Vierzehnjährigen reden, und ich muss gestehen, ich glaube, dass es berechtigte Gründe für meiner Mutter Meinung gab. Es war die Wonne dieser guten Seele, mich einzukleiden; und an Sonn- und Feiertagen erschien ich in einem Samtrock, einen Degen mit Silbergriff an der Seite und ein goldenes Hosenband überm Knie, so schmuck wie kein

anderer Lord im Land. Meine Mutter beschaffte mir mehrere ganz prächtige Westen, ich besaß reichlich Spitze für Hals- und Handkrausen sowie ein kesses Band für mein Haar, und wenn wir sonntags zur Kirche gingen, räumte selbst die neidische Mrs Brady gelegentlich ein, es gebe kein hübscheres Paar im ganzen Königreich.

Aber natürlich stichelte die Lady von Castle Brady auch, weil bei diesen Anlässen ein gewisser Tim, der als mein Diener galt, mir und meiner Mutter in die Kirche folgte, ein großes Gebetbuch und einen Stock trug und mit der Livree eines unserer vier noblen Lakaien aus der Clarges Street bekleidet war, welche ihm, da er ein kleiner krummbeiniger Kerl war, nicht eben gut stand. Wir waren zwar arm, aber von Adel und nicht willens, nur der Spöttelei wegen auf dieses unserem Range gebührende Beiwerk zu verzichten; daher schritten wir durch den Mittelgang zu unserer Bank, so würdevoll und gravitatisch, wie es sich für Gattin und Sohn des Statthalters³⁴ geziemt hätte. Dort sprach meine Mutter die Responsorien und das Amen mit lauter, erhabener Stimme, die ersprießlich anzuhören war; überdies besaß sie eine schöne, kraftvolle Singstimme, in London unter einem

gefragten Lehrer kunstvoll ausgebildet; ihr Talent nutzte sie so, dass aus der kleinen Gemeinde, die in den Psalm einzustimmen geruhte, kaum eine andere Stimme zu hören war. Wahrlich hatte meine Mutter in jeder Hinsicht bedeutende Gaben und hielt sich für eine der schönsten, vollendetsten und verdienstvollsten Personen auf der Welt. Wie oft hat sie nicht mit mir und den Nachbarn über ihre Demut und Frömmigkeit gesprochen und diese so hervorgehoben, dass, wie ich meine, auch der Widerborstigste ihr glauben musste.

Als wir Castle Brady verließen, bezogen wir ein Haus in Brady's Town, und Mama nannte es Barryville. Das Haus war nur klein, wie ich einräumen will, aber wir machten wirklich das Beste daraus. Ich habe ja schon den Stammbaum der Familie erwähnt, der im Wohnzimmer hing, welches Mama den «Gelben Salon» nannte, und mein Schlafzimmer hieß das «Rosa Nachtgemach», ihres die «Orangebraune Keme-nate» (wie gut ich mich an sie alle erinnere!); zu den Mahlzeiten läutete Tim immer eine große Glocke, zum Trinken hatten wir jeder einen silbernen Deckelkrug, und mit Recht rühmte meine Mutter die Tatsache, dass kein Landedelmann eine bessere Flasche Rotwein vor sich

stehen habe als ich. So war es in der Tat; allerdings durfte ich ob meiner zarten Jugend nichts von diesem Wein trinken, der folglich zu bemerkenswertem Alter gelangte, selbst in der Karaffe.

Onkel Brady fand die vorgenannte Tatsache heraus, als er trotz des Familienzwists eines Tages zur Mittagszeit in Barryville erschien und das Getränk unglücklicherweise kostete. Sie hätten ihn sehen sollen, wie er spuckte und Grimassen schnitt! Der brave Gentleman war jedoch nicht wählerisch hinsichtlich seines Weins oder der Gesellschaft, in der er ihn trank. Wahrhaftig betrank er sich ohne Unterschied mit dem Pfarrer wie mit dem katholischen Pastor; die Gesellschaft des Letzteren entrüstete meine Mutter sehr, da sie als eingefleischte Nassauiteerin³⁵ alle von Herzen verachtete, die dem alten Glauben anhängen, und sich mit einem umnachteten Papisten kaum in einen Raum setzen mochte. Der Landedelmann hingegen kannte keine solchen Skrupel; er war überhaupt einer der umgänglichsten, trügsten und gutmütigsten Männer, die es je gegeben hat, und verbrachte viele Stunden mit der einsamen Witwe, wenn er Madam Bradys daheim überdrüssig war. Mich mochte er, wie er beteuerte, so sehr wie

nur einen seiner eigenen Söhne, und nachdem die Witwe einige Jahre widerstanden hatte, willigte sie schließlich ein und ließ mich wieder ins Schloss gehen; sie selbst allerdings beharrte entschlossen auf dem Schwur, den sie hinsichtlich ihrer Schwägerin abgelegt hatte.

Man könnte sagen, dass meine Plagen gewissermaßen am ersten Tag der Rückkehr nach Castle Brady begannen. Mein Vetter, Master Mick, ein Ungetüm von neunzehn Jahren (er hasste mich, und ich versichere Ihnen, dass ich das Kompliment erwiderte), beleidigte mich beim Essen ob der Armut meiner Mutter und brachte alle Mädchen der Familie zum Kichern. Als wir in den Stall gingen, wohin Mick sich nach dem Essen mit seiner Tabakspfeife zu begeben pflegte, sagte ich ihm folglich, was ich von ihm hielt, und es kam zu einem Kampf, der mindestens zehn Minuten dauerte, während derer ich ihm gegenüber meinen Mann stand und ihm das linke Auge blau schlug, wiewohl ich zu dieser Zeit erst zwölf war. Natürlich besiegte er mich, aber so eine Tracht Prügel beeindruckt einen Knaben dieses zarten Alters nicht sonderlich, wie ich zuvor schon oft in Gefechten mit den zerlumpten Jungen von Brady's Town bewiesen hatte, von denen es zu meiner Zeit nicht

einer mit mir aufnehmen konnte. Mein Onkel war sehr erfreut, als er von meiner Tapferkeit erfuhr; meine Cousine Nora brachte Packpapier und Essig für meine Nase, und an diesem Abend kehrte ich mit einem halben Liter Rotwein im Leib heim, durchaus stolz, wie ich versichern darf, dass ich mich gegen Mick so lange behauptet hatte.

Zwar behandelte er mich weiterhin schlecht und verdrosch mich, sooft ich ihm in die Hände fiel, aber dennoch war ich nun in Castle Brady sehr glücklich ob der dortigen Gesellschaft und meiner Vettern und Cousinen – oder jedenfalls einiger von ihnen – und der Güte meines Onkels, dessen besonderer Liebling ich wurde. Er kaufte ein Fohlen für mich und brachte mir das Reiten bei. Er nahm mich mit auf die Hasen- und Vogeljagd und lehrte mich, im Reiten zu schießen. Und schließlich wurde ich von Micks Nachstellungen erlöst, denn sein Bruder, Master³⁶ Ulick, kehrte vom Trinity College³⁷ heim, und da er seinen älteren Bruder hasste, wie dies in guten Familien meistens der Fall ist, nahm er mich unter seine Fittiche; weil Ulick um einiges größer und stärker war als Mick, wurde ich – English Redmond, wie man mich nannte – von dieser Zeit an in Ruhe gelassen, wenn nicht

Ulick es seinerseits für angeraten hielt, mich zu verdreschen, was er tat, sooft es ihm angebracht schien.

Auch in jenen Dingen, die einem zur Zierde gereichen, wurde meine Ausbildung nicht vernachlässigt, denn ich besaß von Natur aus eine ungewöhnliche Begabung für vieles, und bald schon übertraf ich hinsichtlich meiner Leistungen die meisten Personen ringsumher. Ich hatte ein feines Gehör und eine gute Stimme, die meine Mutter mit allen Kräften förderte; sie lehrte mich, ein Menuett ernst und anmutig zu schreiten, und legte so das Fundament für meinen künftigen Erfolg im Leben. Die gewöhnlichen Tänze lernte ich, was ich vielleicht besser verschweigen sollte, im Salon der Dienstboten, wo es, wie ich Ihnen versichern kann, nie an einem Dudelsackspieler fehlte und ich beim Tanzen von Hornpipes und auch bei Jigs als unübertroffen galt.

Was Bücherwissen betrifft, so hatte ich immer ungewöhnlich großes Vergnügen an der Lektüre von Schauspielen und Romanen, dem besten Teil der gehobenen Bildung eines Gentleman, und wenn ich einen Penny besaß, ließ ich niemals einen Wanderhändler durchs Dorf ziehen, ohne von ihm eine oder zwei Balladen zu

erstehen. Und was eure öde Grammatik, Griechisch und Latein und derlei Zeugs angeht, so habe ich sie seit meiner Jugend immer gehasst und ganz unmissverständlich erklärt, ich wolle nichts damit zu schaffen haben.

Dies bewies ich ziemlich deutlich im Alter von dreizehn Jahren, als meiner Tante Biddy Bradys Vermächtnis von hundert Pfund Mama zufiel, welche die Summe auf meine Bildung zu verwenden gedachte und mich in Dr. Tobias Ticklers berühmte Akademie nach Ballywhacket schickte – Backwhacket³⁸, wie mein Onkel es immer nannte. Nur sechs Wochen nachdem ich dem ehrwürdigen Mann übergeben worden war, erschien ich jählings in Castle Brady; ich war die vierzig Meilen von jenem abscheulichen Ort zu Fuß gewandert und hatte den Doktor in einem Zustand kurz vor dem Schlaganfall verlassen. Im Murmelspiel, Barlauf³⁹ oder Boxen war ich der Beste der Schule, doch gelang es nicht, mich zu vorzüglichen Leistungen in den klassischen Sprachen zu bringen; und als man mich siebenmal gezüchtigt hatte, ohne dass dies meinem Latein auch nur im Geringsten genutzt hätte, verweigerte ich mich strikt (da ich sie sinnlos fand) einer achten Anwendung der Rute. «Versuchen Sie es auf andere Art, Sir»,

sagte ich, als er mich abermals über den Bock legen wollte; er mochte jedoch nichts davon hören; um mich zu verteidigen, warf ich daraufhin eine Schiefertafel nach ihm und schlug einen schottischen Hilfslehrer mit einem Tintenfass nieder. Alle anderen Burschen begleiteten dies mit lautem Hurra, und einige Diener wollten mich aufhalten; aber ich zog ein großes Taschenmesser hervor, das meine Cousine Nora mir geschenkt hatte, und schwor, ich würde es dem ersten Mann, der mich anzurühren wage, in die Weste rammen; und wirklich ließen sie mich gehen. In dieser Nacht schlief ich zwanzig Meilen entfernt von Ballywhacket, im Haus eines Kätters⁴⁰, der mir Kartoffeln und Milch gab und dem ich später hundert Guineen schenkte, als ich in meiner besten Zeit Irland besuchte. Ich wünschte, ich hätte dieses Geld jetzt. Aber was nützt Bedauern? Ich habe weit härtere Betten kennengelernt als das, auf dem ich diese Nacht schlafen werde, und weit kargere Mahlzeiten als jene, die mir der wackere Phil Murphy an dem Abend vorsetzte, da ich aus der Schule fortgelaufen war. So waren denn sechs Wochen alles, was ich je an Schulbildung genoss. Ich sage dies nur, um Eltern den Wert von Schule klarzumachen; zwar habe ich in der Welt weit-

aus gelehrtere Bücherwürmer getroffen, besonders einen plumpen, schwerfälligen, trübfäugigen alten Doktor, den sie Johnson⁴¹ riefen und der in einer Sackgasse nahe der Fleet Street⁴², London, wohnte, doch brachte ich ihn bei einem Streitgespräch (in «Buttons Kaffeehaus»⁴³) schnell zum Schweigen; und was Dichtung angeht und das, was ich natürliche Philosophie nenne oder auch die Wissenschaft vom Leben, sowie Reiten, Musik, Springen, Stoßdegen, Pferdeverstand oder das Wetten beim Hahnenkampf und die Manieren eines vollendeten und modischen Gentlemans, was all das angeht, darf ich wohl von mir behaupten, dass Redmond Barry kaum je seinesgleichen gefunden hat. «Sir», sagte ich bei der erwähnten Gelegenheit zu Mr Johnson – er befand sich in Begleitung eines Mr Buswell⁴⁴ aus Schottland, und ich wurde dem Club von einem Mr Goldsmith⁴⁵ vorgestellt, einem meiner Landsleute –, «Sir», sagte ich in Erwiderung von des Schulmeisters langem polterndem Zitat auf Griechisch, «Sie meinen wohl, Sie wüssten viel mehr als ich, weil Sie Ihren Aristoteles und Ihren Pluto⁴⁶ zitieren, aber können Sie mir sagen, welches Pferd nächste Woche in Epsom Downs⁴⁷ gewinnen wird? Können Sie sechs Meilen rennen, ohne außer

Atem zu geraten? Können Sie zehnmal das Pik-ass treffen, ohne danebenzuschießen? Wenn ja, dann erzählen Sie mir weiter von Aristoteles und Pluto.»

«Wissen Sie eigentlich, mit wem Sie da reden?», brüllte daraufhin der schottische Gentleman, Mr Buswell.

«Zähmen Sie Ihre Zunge, Mr Boswell», sagte der alte Schulmeister. «Ich hatte nicht das Recht, dem Gentleman gegenüber mit meinem Griechisch zu prahlen, und er hat sehr gut pariert.»

«Doktor», sage ich, und dabei schaue ich ihn schelmisch an, «kennen Sie vielleicht einen Reim auf Aristoteles⁴⁸?»

«Portwein bitte», erwiderte Mr Goldsmith lachend. Wir fanden *sechs Reime auf Aristoteles*, bis wir an jenem Abend das Kaffeehaus verließen. Als ich die Geschichte später erzählte, wurde sie zu einem gern wiederholten Scherz, und im «White» oder im «Cocoa-tree»⁴⁹ hörte man die Scherzbolde sagen: «Kellner, bringen Sie uns einen von Hauptmann Barrys Reimen auf Aristoteles!» Als ich im letztgenannten Haus einmal recht angeheitert war, nannte der junge Dick Sheridan⁵⁰ mich einen großen Staggeriten⁵¹, und diesen Witz habe ich nie verstanden. Aber ich schweife von meiner Geschichte ab und sollte

mich wieder mit daheim und dem guten alten Irland befassen.

Seit damals habe ich mit den Besten im Lande Bekanntschaft gemacht, und wie ich bereits sagte, sind meine Umgangsformen so, dass ich ihnen allen ebenbürtig bin; vielleicht werden Sie sich fragen, auf welche Weise einer wie ich, ein Junge vom Land, erzogen unter irischen Junkern und ihren Hintersassen, zu solcher Eleganz der Manieren gelangen kann, wie sie mir unbestreitbar vergönnt waren. Tatsächlich hatte ich einen ganz vortrefflichen Lehrer in Person eines alten Wildhüters, der bei Fontenoy⁵² dem französischen König⁵³ gedient hatte und mich in den Tänzen und Sitten und in groben Zügen auch in der Sprache dieses Landes unterwies, darüber hinaus im Gebrauch von Florett und Pallasch⁵⁴. Viele lange Meilen bin ich als Junge an seiner Seite marschiert, wobei er mir wunderbare Geschichten über den französischen König erzählte und die Irische Brigade⁵⁵ und Marschall Saxe⁵⁶ und die Operntänzer; er kannte auch meinen Onkel, den Chevalier Borgne, und wahrlich verfügte er über tausend Vorzüge, die er mich insgeheim lehrte. Nie habe ich einen getroffen, der wie er fürs Angeln Fliegen fertigen und auswerfen, ein Pferd kurieren, zu-

reiten oder aussuchen konnte; er brachte mir manchen mannhaften Zeitvertreib bei, beginnend beim Ausnehmen von Vogelnestern, und ich werde Phil Purcell immer als den besten Tutor betrachten, den ich nur haben konnte. Sein Fehler war das Trinken, aber daran habe ich nie Anstoß genommen; und er hasste meinen Vetter Mick wie die Pest, aber auch das konnte ich ihm nachsehen.

Dank Phil war ich bereits mit fünfzehn ein gebildeterer Mann als jeder meiner Vettern; und ich glaube, die Natur hat mich, auch was meine Persönlichkeit angeht, besonders üppig bedacht. Einige der Mädchen von Castle Brady verehrten mich (wie Sie bald hören werden). Auf der Kirme und beim Pferderennen beteuerten viele der hübschesten Maiden, sie hätten mich gern zum Galan, und dennoch war ich irgendwie nicht beliebt, wie ich einräumen muss.

Zuallererst wusste jeder, dass ich bitterarm war; dass ich auch noch bitterstolz war, glaube ich, war ein Fehler meiner Mutter. In Gesellschaft pflegte ich mit meiner edlen Geburt und der Pracht meiner Kutschen, Gärten, Weinkeller und Diener zu prahlen, und zwar vor Leuten, die meine wahren Lebensumstände bestens kannten. Wenn es sich um Jungen han-

delte, die dann Grimassen zu schneiden wagten, verprügelte ich sie oder versuchte dies jedenfalls tapfer; manches Mal wurde ich heimgebracht, nachdem einer von ihnen oder mehrere mich halb totgeschlagen hatten.

Fragte meine Mutter nach, sagte ich, es habe sich um einen «Familienstreit» gehandelt. «Verteidige deinen Namen mit deinem Blut, Reddy, mein Junge», sagte diese Heilige dann mit Tränen in den Augen; und ebenso wäre sie verfahren – hätte ihre Stimme und, jawohl, Zähne und Klauen eingesetzt.

So gab es denn, als ich fünfzehn war, im Umkreis von einem halben Dutzend Meilen kaum einen zwanzigjährigen Burschen, den ich nicht aus dem einen oder anderen Grunde verprügelt hatte. Es gab die beiden Söhne des Predigers von Castle Brady – natürlich konnte ich mich mit solch armseligen Lümmeln wie ihnen nicht gemein machen, und viele Kämpfe trugen wir um die Frage aus, wer in Brady's Town obenauf sei; es gab da Pat Lurgan, den Sohn des Grobschmieds, der mich viermal besiegte, bis es mir im Kampf zum krönenden Abschluss gelang, ihn zu überwinden; und ich könnte noch einige Dutzend weitere Heldentaten dieser Art erwähnen, wären nicht derlei Keilereien ein ödes Ge-

sprächsthema und ungeeignet zum Vortrag vor wohlherzogenen Gentlemen und Ladys.

Es gibt jedoch ein anderes Thema, meine Damen, über das ich mich auslassen muss, und *das* ist nie fehl am Platze. Bei Tag und bei Nacht mögt ihr davon vernehmen; jung oder alt, ihr träumt davon und denkt daran. Hübsch oder hässlich (und wahrlich, nie habe ich so etwas wie eine unansehnliche Frau unter fünfzig Jahren gesehen) – dieses Thema liegt euch allen am Herzen. Liebe! Gewiss ist dieses Wort absichtsvoll aus den schönsten weichen Vokalen und Konsonanten unserer Sprache geformt, und gleich, ob er oder sie – wer darüber nichts lesen mag, ist für mein Empfinden keinen Pfifferling wert.

In der Familie meines Onkels gab es zehn Kinder; wie immer in solch großen Familien waren sie in zwei Lager oder Parteien geteilt; die eine hielt sich an ihre Mama, die andere schlug sich bei all den zahlreichen Streitigkeiten, die zwischen diesem Gentleman und seiner Dame entstanden, auf die Seite meines Onkels. Mrs Bradys Partei wurde angeführt von Mick, dem ältesten Sohn, der mich so sehr hasste und seinem Vater gram war, weil der seinem Erbe im Weg stand; wogegen Ulick, der zweite Bru-

der, ganz zum Vater hielt, und Master Mick hatte im Gegenzug große Angst vor ihm. Die Namen der Mädchen tun hier nichts zur Sache; im späteren Leben hatte ich, weiß der Himmel, genug Ärger mit ihnen; eine von ihnen war sogar der Grund all meiner frühen Plagen; es handelte sich bei ihr (wiewohl all ihre Schwestern das natürlich bestritten) um die Schönheit der Familie namens Miss Honoria Brady.

Damals sagte sie, sie sei erst neunzehn; ich konnte jedoch das Vorsatzblatt der Familienbibel ebenso gut lesen wie alles andere (die Bibel war eines der drei Bücher, aus denen, neben dem Puffbrett⁵⁷, die Bibliothek meines Onkels bestand) und wusste daher, dass sie anno '37 geboren und von Dr. Swift⁵⁸ getauft worden war, dem Dekan von St. Patrick, Dublin; folglich war sie dreiundzwanzig zu der Zeit, als sie und ich so viel zusammen waren.

Wenn ich so über sie nachdenke, wird mir klar, dass sie niemals hübsch gewesen sein kann; ihre Figur war nämlich vergleichsweise dick und ihr Mund vergleichsweise breit; sie war allenthalben von Sommersprossen gesprenkelt wie ein Rebhühnei, und ihr Haar hatte (freundlich gesagt) die Farbe eines gewissen Gemüses, das wir mit gekochtem Rindfleisch essen. Wieder

und wieder hat meine liebe Mutter derartige Bemerkungen über sie gemacht, aber damals mochte ich ihr nicht glauben und hatte mich irgendwie dazu verstiegen, Honoria für ein engelhaftes Wesen weit über allen anderen Engeln ihres Geschlechts zu halten.

Und wie wir sehr gut wissen, dass eine des Tanzes oder Gesangs kundige Dame nie zur Vervollkommnung gelangt, ohne insgeheim beflissen zu üben, und dass das Lied oder Menuett, mit solch leichter Anmut im Salon dargeboten, nicht ohne viel heimliche Mühe und Beharrlichkeit bewältigt worden sein kann, so verhält es sich auch mit den lieben Wesen, die der Koketterie kundig sind. Honoria zum Beispiel übte immer und nutzte mich armen Burschen, ihre Fertigkeiten zu erproben, oder den Steuereinnehmer, wenn er seine Runde machte, oder den Haushofmeister oder den armen Hilfspfarrer oder den Apothekerjungen aus Brady's Town, den ich, wie ich mich entsinne, einmal eben deswegen verprügelt habe. Wenn er noch lebt, will ich mich jetzt bei ihm entschuldigen. Armer Kerl! Als ob es sein Fehler gewesen wäre, den Tücken einer der (gemessen an ihrem unbedeutenden Leben und der bäuerischen Erziehung) größten Koketten der Welt zum Opfer zu fallen.

Um die Wahrheit zu sagen, und jedes Wort dieser Geschichte meines Lebens ist von heiligster Wahrhaftigkeit, begann meine Leidenschaft für Nora auf eine ganz vulgäre und unromantische Art. Weder habe ich ihr Leben gerettet – ich habe sie im Gegenteil einmal beinahe umgebracht, wie Sie hören werden –, noch erblickte ich sie, wie sie bei Mondschein auf einer Gitarre spielte, noch habe ich sie aus den Klauen von Unholden errettet wie Alfonso Lindamira im Roman⁵⁹. Vielmehr ging ich eines Sommertages, nach dem Mittagessen in Brady's Town, in den Garten, um zum Nachtschisch Stachelbeeren zu pflücken, und bei meiner Ehre, ich dachte wirklich nur an Stachelbeeren, als ich auf Miss Nora und eine ihrer Schwestern stieß, mit der sie zu dieser Zeit befreundet war, und beide waren mit demselben Vergnügen beschäftigt...

«Was heißt Stachelbeere auf Latein, Redmond?», fragt sie. Sie war immer bereit, jemanden auf den Arm zu nehmen, wie man so sagt.

«Ich weiß, was Stachelgans auf Latein heißt», sage ich.

«Und zwar?», ruft Miss Mysie keck.

«Du da!», sage ich (denn an Witz hat es mir nie gefehlt); und so machten wir uns plaudernd und mit überaus fröhlichem Lachen über den

Stachelbeerbusch her. Im Verlauf unserer Vergnügung gelang es Nora, sich den Arm aufzukratzen, und er blutete, und sie schrie, und er war ganz drall und weiß, und ich verband ihn und glaube, ich durfte ihre Hand küssen; und wenn es auch eine arg plumpe und große Hand war, hielt ich es doch für die bezauberndste Gunst, die mir je zuteilgeworden war, und verzückt ging ich heim.

In jener Zeit war ich allzu einfältig, als dass ich verhöhlen hätte, was ich gerade empfand; alle acht Mädchen von Castle Brady wussten folglich bald Bescheid über meine Leidenschaft, und sie machten Scherze und beglückwünschten Nora zu ihrem Galan.

Die Qualen der Eifersucht, die diese grausame Kokette mich erdulden ließ, waren schrecklich. Manchmal behandelte sie mich wie ein Kind, manchmal wie einen Mann. Sooft ein Fremder ins Haus kam, ließ sie mich allein.

«Schließlich, Redmond», pflegte sie zu sagen, «bist du ja erst fünfzehn und besitzt nicht eine einzige Guinee.» Woraufhin ich ihr immer schwor, ich würde der größte Held, der je in Irland aufgetreten sei, und verhiess, ich würde, bis ich zwanzig sei, genug Geld haben, um einen sechsmal größeren Grundbesitz als Castle Brady

WILLIAM MAKEPEACE
THACKERAY
*Die Memoiren des
Barry Lyndon*



Roman
Aus dem Englischen übertragen
von Gisbert Haack
Nachwort von Hans-Joachim Krüger

MANESSE BIBLIOTHEK  DER WELTLITERATUR

William Makepeace Thackeray

Die Memoiren des Barry Lyndon
Roman

Gebundenes Buch, Leinen mit Schutzumschlag, 768 Seiten,
9,0 x 15,0 cm
ISBN: 978-3-7175-2084-9

Manesse

Erscheinungstermin: Oktober 2013

Unterhaltsamer Aufstieg und tiefer Fall eines Gentleman-Gauners

Mit Barry Lyndon schuf William Thackeray den wohl charmantesten Gentleman-Gauner, den unverfrorensten Lügner und Draufgänger der englischen Literatur. Sein wechselvoller Lebenslauf führt den mittellosen jungen Mann in die höchsten Kreise Europas und bis an den Rand des Abgrunds. In seinen «Memoiren» enthüllt er schonungslos Pomp und Dekadenz des 18. Jahrhunderts.

«Ich wusste, dass ich dazu geboren war, eine glänzende Stellung in dieser Welt zu bekleiden.» Bescheidenheit ist seine Sache nicht, und so fasst Redmond Barry, als Halbweise aufgewachsener Sohn aus irischem Landadel, bereits früh den Entschluss, sich einen bedeutenden Platz in der Gesellschaft zu erobern. Nach einigen Jahren als Soldat steigt er zum Spieler auf und ist bald gern gesehener Gast an Europas Fürstenhöfen. Eine Verbindung mit Baronin Lyndon, ihrem Vermögen und Titel, scheint Barrys größter Coup – doch prompt verlässt ihn das Glück ...

Thackerays kurzweiliger Schelmenroman entlarvt neben Eitelkeit und Intrigenreichtum des Hochadels auch einen Erzähler mit monströsem Selbstbewusstsein. »Barry Lyndon« wurde 1975 von Stanley Kubrick verfilmt und mit vier Oscars ausgezeichnet.